

»Das Europäische Projekt ist kühn wie ein großes Kunstwerk!«



SCHAUSPIELHAUS: Im Sommer 2015 sprachen wir in Vorbereitung unserer Eröffnungspremiere »Punk & Politik«, bei der Sie in einem Video-Auftritt mitwirkten, über Ihr Engagement für die Europäische Republik. Damals erzählten Sie uns von der Idee zu einem Brüssel-Roman. Diesen hätten Sie allerdings zunächst zurückgestellt, um den »Europäischen Landboten« zu schreiben. 2017 schließlich wurde »Die Hauptstadt« veröffentlicht. Wie kam es zu Ihrer mittlerweile langjährigen Beschäftigung mit der Europäischen Integration?

ROBERT MENASSE: Als Romanautor fragt man sich ja immer: Was ist das Besondere meiner Lebenszeit, das ich erzählen muss? Gemäß folgendem Satz von Balzac, der seit vierzig Jahren über meinem Schreibtisch hängt: »Erzähle so, dass deine Zeitgenossen sich erkennen und später uns verstehen«. Das ist die Aufgabe des Romanciers in einem Satz. Die entscheidende Entwicklung im Laufe meiner Lebenszeit ist das Europäische Projekt. Ob es gelingt oder scheitert. In meinem Haus auf dem Land habe ich einen offenen Kamin. Eines Abends habe ich wie in Trance in die brennenden Holzscheite geschaut und auf einmal war mir klar: Ich muss nach Brüssel. Ich muss verstehen, was da wirklich vorgeht.

Wenn man durch Brüssel läuft, hat man

fast den Eindruck, dass die Menschen, die einem auf der Straße entgegenkommen, die Figuren aus der »Hauptstadt« sein könnten. Gab es ganz konkrete Vorbilder für die Figuren des Romans?

Ja, natürlich. Ich habe versucht, mit möglichst vielen Beamten der europäischen Institutionen ins Gespräch zu kommen. Dabei merkt man halt, es gibt bestimmte Typen. Und als ich fünf, sechs oder acht kennengelernt hatte, die Ähnlichkeit hatten in ihrer Art, der Art und Weise, wie sie arbeiten, wie sie erzählen, welche Probleme sie haben, habe ich versucht, aus diesen fünf, sechs oder acht Beamten eines Typs eine Figur zu machen. Es gibt die besonders Engagierten, die Karrieristen, es gibt die, die geradezu wie Heilige an das Projekt glauben. Es gibt die, die zu verzweifeln beginnen, weil sie immer gegen Wände rennen. Da habe ich oft erlebt, wie Menschen einen richtigen Hass entwickeln, wenn im Europäischen Rat wieder einmal die Arbeit eines Jahres an nur einem Tag zerrissen wird. Dieser ewige Kampf, die inneren Widersprüche der Institutionen, dieser systemlogische Konflikt zwischen Kommission und Rat, der hat mich dann am meisten beschäftigt.

Warum zeigen sich diese Widersprüchlichkeiten und Konflikte aus Ihrer Sicht besonders spezifisch in der Kultur-

abteilung, in der Ihr Roman spielt?

Selbst die wirtschaftlichen Interessen, welche die Kommission vertritt, sind in sich widersprüchlich. Das zeige ich mit der Schweinegeschichte. Die einen wollen die Schweineproduktion erhöhen, weil sie auf den chinesischen Markt schauen und die anderen wollen die Schweineproduktion reduzieren, weil sie den Preisverfall am Binnenmarkt stoppen wollen. Ein exemplarischer Widerspruch in so einer Institution. Aber gleichzeitig wollte ich auch zeigen, dass es eben nicht nur eine Wirtschaftsgemeinschaft ist. Es geht auch um Werte. Und die kann ich sozusagen ins Spiel bringen, wenn ich den Kampf der Kulturgeneraldirektion zu einer Erzählebene mache.

Der Konflikt um den Schweinehandel ist eigentlich sofort nachvollziehbar, dennoch wird in der Boulevardpresse kaum über solche Angelegenheiten berichtet.

Man muss sich klarmachen, dass jedes Medium, jede Zeitung, jede Fernsehstation im Grunde ein nationales Medium ist. Durch diese Brille betrachtet, sieht man das nicht als Konflikt innerhalb einer oder zwischen zwei europäischen Institutionen, sondern als Konflikt zwischen »uns« und »der EU«. Und mit diesem Blick wird Bewusst-

sein eigentlich systematisch vernebelt. Weil auch das Wir-Gefühl und auch die Identifikation streng mit dem Nationalstaat vinkuliert bleibt und man keine Chance hat zu einer Identifikation mit dem gesamteuropäischen Projekt.

Fehlt es dann auch an Journalist*innen, die diese europäische Idee präziser beschreiben?

Die gibt es genug. Ich bin sehr oft und gern ins Café Franklin gegangen, wo sich viele Journalisten immer getroffen haben am Abend, zur Happy Hour, um da untereinander Informationen auszutauschen. Da hat man wirklich viel erfahren. Und da habe ich auch viele Journalisten kennengelernt. Sie wissen viel mehr, als sie schreiben und zum Teil versuchen sie sogar, es zu schreiben und stoßen auf Widerstände von ihren Chefredaktionen. Die sagen dann: Schreib nicht so kompliziert und schreib vor allem darüber, was das uns Steuerzahler kostet.

Sie spielen im Roman immer wieder auf den »Mann ohne Eigenschaften« an.

Das ist komisch, jeder glaubt das. Wieso glauben Sie das?

In beiden Romanen spielt die Planung großer Jubiläen eine Rolle. Musils Roman gilt zudem als Portrait einer untergehenden Epoche. So kann man »Die Hauptstadt« auch lesen – sehen Sie Parallelen zwischen der ausgehenden k. und k. Zeit und der Gegenwart der EU?

Sagen wir so, die Parallelen, die ich sehe, die wären eine eigene Erzählung. Wir dürfen nicht vergessen, 1914 hatte der Großteil Europas eine fast siebzehnjährige Friedensphase hinter sich, 1848 bis 1914. Und wir haben heute auch eine enorm lange Friedenszeit gehabt in Europa. 1914 wollte Kaiser Franz Josef sein Kronjubiläum unter dem Titel »der Friedenskaiser« geplant wissen. Gleichzeitig gab es damals die radikalste und schnellste technische und technologische Revolution, angefangen von Dampfmaschinen bis hin zu Telegraf, Flugzeugen, Autos. Gleichzeitig fand ein sich enorm intensivierender Welthandel statt, also eine Globalisierung. Das alles hat den Menschen

Angst gemacht, enorme Angst. Es gab Berufe, die sind verschwunden. Und diese Situation mit diesem technischen Fortschritt, dem Fortschritt des Welt Handels, dem langen Frieden, der als plötzlicher Stillstand empfunden wurde. Genauso könnte ich das Jahr 2018 beschreiben. Niemand hat damals wie heute ein Bild von der Zukunft angeboten. Verbreitet war nur der Wunsch, zu zerstören. Mir kann ja keiner in der heutigen Regierung in Österreich, keiner in der ungarischen Regierung, keiner in der deutschen Regierung,



mir kann niemand erklären, wohin sie politisch gestaltend wollen. Und sie werden auch nicht gewählt für irgendeine Vision; sie werden dafür gewählt, dass sie aufräumen. Wie der österreichische Kanzler. Der mit dem zweiten Radikalinski mit dem Besen durch Österreich geht und Privilegien abschafft. Sie wollen zerstören. Und genau diese Stimmung hatten wir 1913. Und darum haben die Menschen, als die Kriegserklärung verlautbart wurde, vor Begeisterung die Hüte in die Luft geworfen. Der einzige Unterschied zu damals ist, dass sie heute keine Hüte haben.

Es kommt in der »Hauptstadt« die Formulierung vom »stillen Tod einer Epoche« vor. Wie wür-

den Sie das charakterisieren; welche Epoche geht da zu Ende?

Es wird unzweifelhaft eine Zäsur, eine Epochenzäsur darstellen, wenn der letzte Holocaust-Überlebende gestorben ist. Wenn der letzte Zeitschreiber irgendeines historischen Phänomens gestorben ist, sinkt diese Epoche ein bisschen ins Mythische ab. Meines Wissens lebt heute niemand mehr, der noch bewusst das Habsburger Reich erlebt hat. Und das ist die Voraussetzung dafür, dass der Kaiser heute einfach nur verkitscht werden kann. Obwohl er ein Massenmörder war.

Und Denkmäler bilden zwar eine museale Form der Erinnerung ab, schaffen es aber oft nicht, tatsächlich Reflexion über die Geschichte zu stiften.

Obwohl es wieder notwendig ist. Und es ist auch bezeichnend für unsere Zeit, dass offenbar begriffen wurde, dass Denkmäler niemanden mehr zum Denken anregen, außer man produziert sie als Störenfriede im selbstverliebten Stadtbild. Dinge, über die der dumme Bürger sich zunächst echauffert, was das kostet, wie hässlich das ist. Und wie das im Weg steht. Und genau dann funktioniert es offenbar wieder.

Wie stehen Sie dann zu der Idee, dass Europa tatsächlich eine neue Hauptstadt, als architektonisches Mahnmahl der Verbrennen in Auschwitz, bauen sollte?

Die Idee, die der Professor Erhard in dem Roman vertritt, ist meiner Meinung

nach ein Glanzbeispiel dafür, dass etwas absolut logisch und historisch vollkommen konsequent und richtig sein kann und gleichzeitig nicht den Funken einer Chance hat, umgesetzt zu werden.

Wie könnte denn aus Ihrer Sicht eine effektive Werbekampagne für die Kommission tatsächlich aussehen?

Man muss den Menschen klarmachen, dass, wenn sie an Beamte denken, sie dann noch nicht an einen europäischen Beamten denken, dass sie an etwas historisch vollkommen Neues denken müssen. An Beamte, die nicht einen Eid auf einen Staat geleistet haben, sondern einen Eid auf eine Idee. Das ist historisch vollkommen neu. Und

die zweitens als Basisqualifikation mehr oder weniger Fünfsprachigkeit mitbringen. Man muss sich vor Augen halten, was das bedeutet.

Glauben Sie, es lohnt die Mühe, für die EU in ihrer jetzigen Form zu kämpfen, oder ist der Zug abgefahren?

Die Mühe würde sich schon lohnen. Ich habe durch die Veranstaltungen zu meinen drei Büchern über Europa erlebt, auf welches Interesse das stößt, auf welches Erstaunen! Und wie dann viele Menschen nachher weggehen und sagen: Ich war immer so ein bisschen skeptisch und jetzt irgendwie habe ich ein konkretes Bild davon, jetzt ist das nicht mehr so ein erratischer Block. Da gibt es wirklich ein öffentliches Interesse, das offenbar die längste Zeit nicht konkret bedient wurde.

Wären Sie insofern trotz aller Polarisierung optimistisch im Hinblick auf die Entwicklung der europäischen Politik?

Es ist unerheblich, ob ich Optimist bin oder Pessimist. Worum es stattdessen geht, sind meine Partizipationsmöglichkeiten. Wie kann ich an der Gestaltung der Zukunft mitwirken? Wichtig ist, dass man einen politischen Gestaltungsanspruch erhebt. Und ob dieser wahrgenommen wird. Selbst wenn ich das Gefühl habe, unsere politischen Repräsentanten haben keinen oder den falschen Gestaltungsanspruch, selbst angesichts der Renationalisierungstendenzen vieler europäischer Regierungen, die eine Katastrophe sind, brauche ich noch immer nicht pessimistisch zu sein, solange ich das Gefühl habe, man kann dagegen opponieren und man kann die Stimmung umdrehen.

Glauben Sie, dass man das in Bezug auf die EU kann?

Ich halte es für möglich, aber es wird jetzt davon abhängen, ob wir es tun.

Welche Rolle könnten Kunst und Kultur spielen?

Ich bin der Meinung, dass schon ein großer Schritt gelungen wäre, wenn man mehr Künstler dazu bringen würde, sich seriös mit unserer Lebensrealität auf diesem Kontinent auseinanderzusetzen. Und entsprechende Interventionen zu machen. So wie wir es jetzt mit dem »Balcony Project« planen. Es ist ein erstaunlicher Widerspruch, der mir geradezu unerklärlich ist: Man kann reden mit wem auch immer, Schriftstellern, Malern, Filmemachern – niemand hat den Anspruch, nationale Kunst oder nationale Kultur zu machen. Aber kaum versucht man,

mit ihnen über die EU zu diskutieren, werden sie auf einmal Österreicher und Deutsche. Geistesriesen wie der Hans Magnus Enzensberger werden zu Nationalliteraten, kaum streifen sie bei der EU an. Es muss sich in der Kunst mal herumsprechen, dass das europäische Projekt eigentlich ein Kunstwerk ist. Es vollzieht fast alles nach, was wir Künstler seit jeher leben: Internationalismus. Internationaler Austausch. Anspruch auf Weltoffenheit. Anspruch, von Kulturleistungen leben zu können. Würde zu produzieren, Menschenwürde. Die Freiheit des Geistes, die Kreativität. Und das nicht beengt durch nationale Grenzen und auch nicht durch Sprachgrenzen. Jeder Schriftsteller, der sagt, ich will nicht übersetzt werden, lügt. Ich glaube, es wäre wirklich enorm viel gewonnen, wenn man den Bürgern klarmachen könnte: Das ist so kühn wie ein großes Kunstwerk.



Vielleicht gibt es bei Künstler*innen den unbewussten Impuls: Da will ich nichts damit zu tun haben. Aus Angst vor politischer Instrumentalisierung?

Der Stephan Zweig hat Ende 1913 geschrieben: Was wir gegenwärtig erleben, ist der Todeskampf zwischen dem Nationalismus und einem freien und geeinten Europa. Heute wissen wir, wie der Kampf ausgegangen ist. Aber ich finde, wir sollten ihn nicht ein zweites Mal führen müssen.

Am 10.11. wird an vielen europäischen Theatern, auch am Schauspielhaus Wien, die Europäische Republik ausgerufen. Was erwarten Sie sich vom »European Balcony Project«?

Eine Verbreiterung der Diskussion über die Zukunft Europas. Das erwarten wir uns davon. Und es ist ein künstlerisches Projekt, ganz im Sinne des

Anspruchs: Wenn die Politik stecken bleibt, dann muss man versuchen, durch eine künstlerische Intervention vorwegzunehmen, was man eigentlich politisch erwartet. Und das ist konkret das Ausrufen einer Europäischen Republik. Das soll Debatten auslösen. Aber auch vielen Menschen zeigen, warum die Europäische Republik ein Schritt hinaus wäre aus den gegenwärtigen Krisen. Die unproduktive Krisen sind. Wenn die Krisen wenigstens produktiv wären, dann würden sie in einen Ausweg münden und irgendeinen richtungsweisenden Vektor produzieren. Aber es sind eindeutig unproduktive Systemkrisen. Unproduktive Widersprüche zwischen den Institutionen. Ist Europa jetzt eine Union oder ein Club von Nationalstaaten? Ist es beides? Gibt es europäische Werte, wie z. B. die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, dem Recht. Dieser Gleichheitsgrundsatz gilt für den europäischen Bürger momentan nicht. Es macht einen Unterschied, in welchem Mitgliedsland ich auf die Welt komme, was für Rechte, was für Freiheiten, was für eine Lebenschance ich habe. Es macht einen Unterschied, wie hoch die Steuern sind, wie gut mein Zugang zum Bildungssystem ist, es macht einen Unterschied, wie gut meine Altersvorsorge ist. Die ist in Rumänien anders als in Österreich und wieder anders in Portugal. Aber wir dürfen uns alle europäische Bürger nennen. In der europäischen Menschenrechtscharta ist der Gleichheitsgrundsatz garantiert. Wenn man nur einmal den Gleichheitsgrundsatz ernst nimmt, dann gibt es keine andere Lösung als eine Europäische Republik. Eine Europäische Republik bedeutet, dass aus der Union eine Fiskalunion, eine Sozialunion wird. Erst dann können wir zu Recht von europäischen Bürgerinnen und Bürgern sprechen, also im Sinne einer european citizenship. Und beim »Balcony Project« kann man die erwerben, symbolisch. Man kann symbolisch seinen nationalen Pass gegen einen europäischen umtauschen.

Sie haben in verschiedenen Texten geschildert, dass die Europäische Republik perspektivisch zu einer Abschaffung der nationalen Ebene führen würde; Sie sprachen von einem »Europa der Regionen« – was heißt das für Sie?

Es ist ja ganz logisch, dass in einer europäischen Republik in dem Maße, in dem auch die Nationalstaaten überwunden werden, andere politische Verwaltungseinheiten gebraucht werden. Und da bieten sich eben die Regionen an, die ohnehin älter als die zu Nationen gewachsenen Kulturräume sind, die ein konkretes Identitätsangebot im Gegensatz zur Nation haben, welche

eine fiktionale Solidarität der widersprüchlichsten Teile der Bevölkerung behauptet. Regionen können subsidiäre Entscheidungen treffen, dort wo Subsidiarität vernünftig ist. Und sie können Identität stiften. Und ich bin dann nicht Österreicher, sondern Wiener. Und in Wirklichkeit bin ich das ja. Ich habe mit einem Tiroler Bergbauern weniger gemeinsam, als mit einem Menschen in Athen. Der in Athen ist ein Städter und ich bin auch ein Städter, aber ich habe den gleichen Pass wie der Bergbauer. Die Europäische Republik würde auch ganz andere Formen der Solidarität befördern. Es gibt politikwissenschaftliche Untersuchungen, bei denen Menschen zu ihrer Identität und so weiter befragt wurden, aber beispielsweise unter der Voraussetzung »du bist Bayer«. Dann wurde der Beruf konkret, sagen wir, es war ein bayrischer Taxifahrer. Und dann ging es etwa darum: In Athen streiken die Taxifahrer, weil ihre Einkommen um 25 % gekürzt wurden – solidarisiert du dich mit den Taxifahrern in Athen? Da sagt er: Selbstverständlich. Ja. Wenn man aber ausgeht von der nationalen Identität, wenn man dasselbe Interview damit beginnt, dass der Befragte Deutscher ist, solidarisiert er sich auf einmal mit dem CEO von Volkswagen. Denn das ist ein Deutscher und der rettet die deutsche Automobilindustrie und die wird jetzt gerade international bekämpft und so weiter. Und dann sagt der Befragte: Das in Athen interessiert mich nicht. Sagt der Taxler. Obwohl er selbst Taxler ist, ist er mit dem Konzernchef solidarisch. Das waren interdisziplinäre Studien von Psychologen und Politikwissenschaftlern und die Ergebnisse sind wirklich dramatisch.

Wir beschäftigen uns am Schauspielhaus neben der »Hauptstadt« in dieser Saison mit »Das Leben des Vernon Subutex« von Virginie Despentes. Einem Werk, das auch als ein großer europäischer Zeitroman gilt. An einer Stelle führt die Autorin sehr zugespitzt die Fantasie auf: »Europa ist am Ende, morgen seid Ihr die Emigranten. Boote voll kleiner Weißer versuchen, nach Ägypten zu gelangen, weil es in den Arabischen Emiraten Arbeit geben soll«. Wir haben gerade über Solidarität, auch internationale Solidarität, gesprochen. Müsste der Anspruch perspektivisch nicht sein, internationale Allianzen sogar noch über Europa hinaus zu bilden und zu verstärken?

Ja, natürlich. Aber das ist schon eine sehr, sehr ferne Zukunft. Ich werde die Europäische Republik in meiner Lebenszeit wahrscheinlich nicht erleben. Aber ich kann ja versuchen dabei mitzuwirken, dass sie entsteht. Weltdemokratie, das ist schon sehr fern. Aber ich

bin überzeugt davon, und das haben wir auch in unserem Manifest geschrieben, dass die Europäische Republik ein erster großer Schritt in Richtung einer Weltdemokratie ist. Und gleichzeitig muss man Parallelaktionen unterstützen. Zum Beispiel die Organisation der afrikanischen Staaten. Die ist ja, und das weiß auch fast niemand mehr, dezidiert mit dem Anspruch begründet worden, das Vorbild des europäischen Einigungsprojektes auf Afrika umzulegen. Wenn wir da eine stärkere Partnerschaft beginnen würden, dann würden auch viele Probleme, die wir gerade in Europa haben, geringer werden. Das ist eindeutig. Träumen kann man viel. Ich habe Träume, von denen ich hundertprozentig weiß, dass sie logisch und sinnvoll sind, aber zumindest zu meiner Lebenszeit nicht mehr wahr werden. Zum Beispiel die Ausweitung der Europäischen Union um das ganze Mittelmeer herum. Also eben Nordafrika. Mare Nostrum. Das hat es historisch mit dem Imperium Romanum schon

einmal gegeben. Natürlich würden wir das jetzt demokratischer gestalten. Oder ich bin der Meinung, dass Israel in die EU aufgenommen gehört, weil Israel die Konsequenz eines Problems ist, das in Europa produziert wurde. Der Friedensprozess würde sicher anders laufen, wenn jeder Mensch wüsste, dass Israel die Beistandspflicht von ganz Europa hat, von allen europäischen Staaten. Und ich glaube nicht, dass dann der Herr Netanjahu sich lange mit dem Anspruch halten könnte, ein Israel als Kopie einer Nationsidee des 19. Jahrhunderts zu gestalten, also als religiöse und ethnische Nation. Das würde viel für den Weltfrieden bringen, glaube ich. Aber das Jahr 2020 wird nicht deswegen in die Geschichte eingehen, weil Israel in die EU aufgenommen und Frieden im Nahen Osten hergestellt wurde. Aber, es schadet nicht, solche Fantasien immer wieder aufs Neue zu pflegen und zu diskutieren.

Vielen Dank für das Gespräch.

